Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 11: Leistungsgesellschaft

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

DIE LEISTUNGSGESELLSCHAFT UND IHRE KRITIKER

Die «Neue Linke» und ihre Dogmen

Wer sich mit dem Phänomen der «Neuen Linken» beschäftigt, findet in der literarischen Produktion – nicht zuletzt in Taschenbuchreihen – wohl eine Fülle einschlägiger Dokumentation, aber nur spärlich wissenschaftlich fundierte kritische Auseinandersetzung. Eine der umfassendsten Antworten auf die gesellschaftskritischen Theorien, in denen sich wissenschaftliche und ideologische Elemente auf schwer durchschaubare Weise mischen, hat der Kölner Soziologe *Erwin K. Scheuch* 1968 vorgelegt. Die kürzlich veranstaltete zweite, erweiterte Auflage dieser «kritischen Untersuchung der ‹Neuen Linken› und ihrer Dogmen» belegt ein offenkundiges Interesse an klärender Orientierung[1].

Dreizehn Autoren – Politologen, Soziologen, Nationalökonomen, Theologen und Historiker – haben eine reichhaltige Dokumentation zusammengetragen, vielfältig nicht allein in der thematischen Aufgliederung, sondern auch in der unterschiedlichen und gelegentlich widersprüchlichen Betrachtensweise. Dass gerade der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, dem die neomarxistischen Theorien ihre Anziehungskraft verdanken, in diesem ebenfalls wissenschaftlich angelegten Sammelband derart uneinheitliche Reaktionen hervorruft, weist indessen auf eine der wesentlichen Ursachen des Ideologiebedarfs hin, der insbesondere unter Studenten virulent ist: Von einem Selbstverständnis der Wissenschaft als «arbeitsteilige Erklärung von Realphänomenen nach Spielregeln» her, wie es der Herausgeber vertritt, bleibt der Blick leicht an vordergründigen Erscheinungsformen der radikal und gewalttätig in Erscheinung tretenden Protestbewegung haften, und jeglicher Anspruch auf Deutung von Zusammenhängen wird als «Weltanschauung» und damit als vorwissenschaftlich abgelehnt. So nimmt denn bereits der attraktive Haupttitel des Buches, «Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft», eine in diesem Sinn einschränkende Wertung vorweg. Er soll die «böse historische Kontinuität der Vergewaltigung des Mitmenschen aus Gesinnung» ansprechen und die Protestbewegung als eine «Säkulartheologie» charakterisieren. Nun lassen sich allerdings bei weitem nicht alle Aufsätze auf diesen Nenner bringen, vielmehr wird durch das ganze Buch hindurch ein Kontrast fühlbar, der in geradezu irritierender Weise die Mängel einer lediglich im Bekenntnis zum Wertpluralismus übereinstimmenden Gesellschaftstheorie aufzeigt.

Wie weit die Ansätze eines liberal genannten Demokratieverständnisses auseinandergehen, sei an der Gegenüberstellung zweier Beiträge illustriert. *Erwin K. Scheuch* rechnet mit dem Gesellschaftsbild der «Neuen Linken» gründlich ab, indem er es mit den Erkenntnissen der empirischen Sozialwissenschaften konfrontiert und die destruktive Zielsetzung der linken Kritik an der bürgerlichen Demokratie und Gesellschaft aufzeigt. Ihre simplifizierenden Vorwürfe seien ja keineswegs neu. Dass der Parlamentarismus in einer Krise stecke, dass machtvolle Oligarchien bestünden, dass die Verfassungswirklichkeit von den Idealvorstellungen erheblich ab-

weiche, dass es auch in der Politik zu einer Arbeitsteilung habe kommen müssen und dass der politische Prozess im wesentlichen ein Aushandeln von Interessen sei, habe die Politische Wissenschaft schon lange festgestellt, aber – so gibt Scheuch zu bedenken – Demokratie bedeute eben für den empirischen Wissenschaftler lediglich ein System von Spielregeln; transzendentale Gemeinsamkeiten dürften nicht mehr vorausgesetzt werden und Politik sei als Optimierung von Interessen angesichts von hauptsächlich wirtschaftlichen Zielkonflikten zu verstehen. Von diesem allein noch pluralistisch pragmatischen Demokratiebegriff her ist für «Weltanschauung» allerdings kein Verständnis zu erwarten. Scheuch spart nicht mit Polemik gegen den revolutionären Herrschaftsanspruch, der in der elitären Berufung auf ein «richtiges Bewusstsein» freilich unverkennbar ist, und der sich ebenso unbestreitbar in der dialektischen «Umfunktionierung» der Sprache, in der agitatorischen Rhetorik und in den terroristischen Provokationsmethoden der extremen Linken äussert. Nachdrücklich weist er auf die Verwandtschaft der «Neuen Linken» mit Nationalsozialismus und Faschismus hin.

Der an der Katholischen Theologischen Hochschule Amsterdam lehrende Soziologe *Harry Hoefnagels* dagegen geht davon aus, dass Gesellschaftskritik erforderlich sei, um die Gefährdung von Menschlichkeit, Freiheit und Demokratie in einer von Irrationalität getriebenen Gesellschaft überhaupt zu erkennen. Seine Kritik trifft sich mit derjenigen Scheuchs und der anderen Autoren im Vorwurf an die «Neue Linke», dass sie auf den Konsens, auf die freie Zustimmung aller – oder doch einer Mehrheit – als Bedingung für jede Änderung der Gesellschaftsordnung verzichtet, da sie von einer jeglicher Diskussion entzogenen Idee ausgeht und diese allenfalls mit Gewalt durchzusetzen sich für berechtigt hält. Die Tatsache jedoch, dass die Gesellschaftskritik der «Neuen Linken» einen Glaubensakt voraussetzt, gestattet es jedoch in der Sicht Hoefnagels noch nicht, sie als irrational abzulehnen, denn der Glaube an die Möglichkeit, die Gesellschaft menschlicher zu gestalten, liege jeder ernsthaften Kritik zugrunde. Wissenschaftlich vertretbar sei ein solcher Glaube indessen nur, solange er sich den Bedingungen der Rationalität unterwirft. Hoefnagels versucht damit einen Weg zwischen dem wissenschaftlichen Wertrelativismus und dem Anspruch auf absolut gesicherte Wahrheit, der den dialektischen Wissenschaftsbegriff der «Neuen Linken» kennzeichnet, zu finden; er stellt der normativen Kraft des Faktischen die Verbindlichkeit der ideellen Grundlagen der freiheitlichen Gesellschaft gegenüber.

In diese Spannweite zwischen engagierter Wertsetzung und wertneutralem Positivismus ordnen sich die übrigen Beiträge ein. Dass eine Diskrepanz zwischen demokratischem Leitbild und politischer Wirklichkeit besteht, wird der «Neuen Linken» mehrfach zugute gehalten, etwa in *Ulrich Lohmars* Untersuchung über ihr Verhältnis zu den Institutionen der Demokratie oder in *Eugen Kogons* Aufsatz über «Klassen und Revolution im Denken der ‹Neuen Linken›». Auf die Bedeutung des «existentiellen Ekels» in der jugendlichen Sozialkritik weist *Peter Christian Ludz* hin. *Christian Watrin* und *Erik Boettcher* analysieren sachlich die ökonomischen Theorien, *Klaus Reblin* das Geschichtsverständnis, den zu Marx im Widerspruch stehenden Voluntarismus der «Neuen Linken». Mit weiteren Beiträgen zu den hochschulpolitischen Forderungen *(Wilhelm Hennis)*, zum Soziologiemissverständnis *(M. Rainer Lepsius)*, zum Demokratismus *(Manfred Hättich)*, zum historischen Standort des Revolutionismus der «Neuen Linken» *(Zbigniew K. Brzezinski)* sowie zur Geschichte der «direkten Demokratie» und des Rätewesens *(Gerhard A. Ritter)* präsentiert sich der Band als ein breites Spektrum vielfältiger Aspekte, die nicht nur eine Orientierungshilfe in der an mehreren Fronten zu führenden Auseinandersetzung mit demokratiefeindlichem und totalitärem Gedankengut, sondern auch Anlass zur Selbstbesinnung jenen zahlreichen kritischen Fragen gegenüber geben, deren Be-

rechtigung die «Neue Linke» erst zu einer unruhestiftenden Erscheinung gemacht hat.

Ulrich Pfister

[1] Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft. Eine kritische Untersuchung der «Neuen Linken» und ihrer Dogmen, hg. von Erwin K. Scheuch, 2. ergänzte und erweiterte Auflage, Markus-Verlag, Köln.

Grundfragen unserer Wirtschaftsordnung

Während die Verleihung des Nobelpreises an zwei Vertreter der Ökonometrie eine triumphale Bestätigung für die wachsende Bedeutung des mathematisch-exakten Zweigs der Wirtschaftswissenschaften brachte, wächst gleichzeitig die Zahl der Publikationen, die sich eingehend und oft recht kritisch mit den Grundfragen unserer Wirtschaftsordnung auseinandersetzen. Die seit langem bestehende innere Polarität der Wirtschaftswissenschaft, von der der eine Zweig das wirtschaftliche Geschehen mit den «wertfreien» Methoden einer exakten Wissenschaft zu erfassen und oft mit Hilfe von mathematischen Modellen darzustellen versucht, die andere Richtung dagegen Nationalökonomie als eine Geisteswissenschaft betrachtet, die sich der Verantwortung des Urteilens und Wertens nicht entziehen kann, scheint für unsere Zeit eine neue Aktualität zu gewinnen. Die radikale Ablehnung des marktwirtschaftlichen Systems zusammen mit allem andern, was als bisherige Ordnung gilt, durch die Vertreter der «Neuen Linken» hat das Interesse für eine grundsätzliche Diskussion der Ziele und der Funktionsweise dieses Wirtschaftssystems zusätzlich erhöht.

Das «*Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft ORDO*» hat in den vergangenen Jahren stets wesentliche Beiträge zur Klärung dieser Grundfragen unserer Wirtschaftsordnung erbracht. Der neuerschienene, zwanzigste Band setzt diese Tradition fort[1]. *Hans Herbert Götz*, Brüssel, beleuchtet in einer interessanten Studie die Entstehungsgeschichte und Tendenzen der vieldiskutierten Enzyklika «Populorum Progressio». Wenn dieser Enzyklika mangelndes Verständnis für das liberale Wirtschaftssystem vorgeworfen wird, so führt dies Götz auf die Tatsache zurück, dass sie sich in erster Linie an die Adresse von Entwicklungsländern richtet, in denen unter freier Wirtschaft viel eher ein feudalistisches Herrschaftssystem als eine funktionierende Marktwirtschaft verstanden wird. *Helmut Wittelsberger*, Köln, und *Clive S. Beed*, Melbourne, befassen sich mit Problemen der modernen Unternehmung. Wittelsberger stellt fest, dass eine Reform der Unternehmensverfassung nach dem Modell der sozialistischen Marktwirtschaft nicht wünschenswert ist; das heutige Grundprinzip, wonach der Arbeiter ein vertraglich bestimmtes Einkommen, der Kapitalbesitzer dagegen ein Residualeinkommen bezieht und damit mit der Verantwortung auch das Hauptrisiko trägt, scheint sowohl im Interesse der Arbeitnehmer als auch der gesamtwirtschaftlichen Effizienz den Vorzug zu haben. Beed widerlegt die bereits seit den dreissiger Jahren verbreitete These, wonach die tatsächliche Kontrolle über die modernen Kapitalgesellschaften von den Kapitalbesitzern an die Manager übergegangen sei; er weist anhand von Beispielen nach, dass schon ein Anteil von wenigen Prozenten am Aktienkapital genügt, um einen kontrollierenden Einfluss auf eine Unternehmung auszuüben. *Egon Tuchtfeldt*, Bern, setzt sich kritisch mit der These einer Konvergenz der Wirtschaftsordnungen in West und Ost auseinander. Auch wenn in gewissen Einzelheiten eine Parallelität festzustellen ist, so bleibt doch die Tatsache entscheidend, dass die kommunistische Wirtschaftsordnung Ausfluss eines totalitären politischen Systems ist, welches auf den Zwang nicht verzichten kann, ohne sich selbst aufzugeben.

Zum gleichen negativen Schluss in bezug auf die Konvergenzhypothese kommt *George N. Halm*, Medford (Massachusetts), in einer Studie unter dem Titel «Will Market Economies and Planned Economies Converge?». Dieser Aufsatz findet

sich in einer *Festschrift* zu Ehren des grossen Liberalen *Friedrich A. von Hayek*, die unter dem Sammeltitel «Roads to Freedom» von Erich Streissler, Wien, herausgegeben wurde[2]. Bemerkenswert ist in diesem Band unter anderem der Beitrag von *Fritz Machlup*, Princeton, über «Liberalism and the Choice of Freedoms». Machlup wendet sich vor allem gegen die moderne Tendenz, die Freiheit, etwas zu tun, mit der materiellen Möglichkeit, diese Freiheit zu benützen, gleichzusetzen.

Ein weiterer Sammelband unter dem Titel «Ethik und Politik» mit Aufsätzen des Freiburger Professors *Arthur F. Utz* ist geeignet, den Standpunkt der katholischen Soziallehre zu den aktuellen Fragen der Wirtschaftsordnung darzulegen[3]. Utz wendet sich entschieden gegen die Norm der reinen Marktwirtschaft, wonach allein die Freiheit des individuellen Konsums Umfang und Art des Güterangebots bestimmen soll. Die letzte Entscheidung darüber, wohin die Produktion zu streben habe, ist aus seiner Sicht nach ethischen Gesichtspunkten zu fällen, die nicht der freien Wahl des Konsumenten überlassen werden dürfen.

Schliesslich liegen zwei Neuerscheinungen vor, welche um eine allgemeinverständliche Darstellung der Probleme der Marktwirtschaft bemüht sind. Von *Diether Stolze* und *Michael Jungblut* stammt ein reich illustrierter und dokumentierter Band «Kapitalismus – von Manchester bis Wall Street»[4]; es handelt sich hier um den vierten und letzten Teil der im Verlag Kurt Desch erschienenen Sammlung «Mächte und Kräfte unseres Jahrhunderts», deren bereits vorhandene drei Bände den Faschismus, den Sozialismus und den Kommunismus behandelten. Stolze und Jungblut betrachten den Kapitalismus als ein System, «das man akzeptiert, weil es sehr gut funktioniert – nicht eine Idee, für die man sich begeistern oder gar opfern könnte». Ihr Rückblick auf die Wirtschaftsgeschichte der westlichen Länder erscheint gleichsam als Beleg dafür, dass in diesem System Taten mehr zählen als Worte und Ideen. Als eine sehr gelungene populärwissenschaftliche Darstellung kann sodann der Band «Soll und Haben – Skizzen zum Verständnis der Wirtschaft» von *Hans Otto Wesemann* bezeichnet werden[5]. Es handelt sich hier um Auszüge aus einer Sendereihe des Westdeutschen Rundfunks, in denen der Autor seit rund zwanzig Jahren in einer Weise zu aktuellen Wirtschaftsfragen Stellung genommen hat, die sich durch eine aussergewöhnliche Formulierungskunst auszeichnet und darum auch einem breiteren Publikum leicht verständlich ist.

Hanspeter Enderlin

[1] Hg. von Franz Böhm, Friedrich A. Lutz und Fritz W. Meyer, Verlag Küpper Bondi, Düsseldorf und München. – [2] Roads to Freedom, essays in honour of Friedrich A. von Hayek, herausgegeben von Erich Streissler, Routledge & Kegan Paul Ltd., London. – [3] Hg. von Heinrich B. Streithofen, Seewald-Verlag, Stuttgart. – [4] Verlag Kurt Desch, München. – [5] Verlag Wissenschaft und Politik, Köln.

«IST GOTT MITLÄUFER?»

Die Aktionen, Demonstrationen, Flugschriften und Stellungnahmen der deutschen Theologieprofessoren, Studentengemeinden, Pfarrer und Synoden, der vielen Arbeitsgemeinschaften, Notgemeinschaften, Bewegungen und Bruderschaften in der deutschen evangelischen Kirche kommen dem Schweizer Zeitungsleser nur zum kleinen Teil zu Gesicht. Unsere Redaktionen üben eine vom gesunden Menschenverstand geführte Zensur aus, so dass das erhebliche Geschrei nur dosiert in unser Land dringt. Wer eine Zusammenstellung des babylonischen Stimmengewirrs kennenlernen will, sei auf das jüngste Buch von *Hans Georg von Studnitz*, eines Redak-

tors der Wochenzeitschrift «Christ und Welt», hingewiesen[1]. Von Studnitz wünscht sich eine andere Kirche, eine, die das Gewissen bildet, sich aber von konkreten Urteilen und Stellungnahmen, die in komplizierte Sachzusammenhänge eingreift, zurückhält. Sein Wunsch ist der laizistische Staat, in den nicht die sogenannte «kritische Kirche» oder selbstbewusste Synoden und Kirchenleitungen mit Denk- und andern Schriften, mit Reden und Verlautbarungen Weisung gebend eingreifen. Sein Anliegen ist eine kirchlichere Kirche, welche baulich, liturgisch und theologisch um das Evangelium konzentriert, den Menschen die Seelsorge und die Besinnung bietet, welche die Welt braucht.

Das Buch entwirft mit einem bunt gemischten Material das Bild einer verworrenen Theologenschaft. Der Eindruck stimmt, auch wenn er allzusehr hochgespielt wird. Eine systematische Durchdringung fehlt allerdings. Er würde erlauben, das ganze Durcheinander nach wenigen, immer wiederkehrenden Standpunkten zu ordnen. Das gäbe auch die Möglichkeit, in eine grundsätzliche Diskussion einzutreten. Es ist eine Verzeichnung, wenn die getadelte Aktivität einfach als Anbiederung an die protestierende Jugend bezeichnet wird. Auch wenn von Studnitz mit Recht die Manie rügt, als Kirche sich vom sogenannten Establishment und schliesslich überhaupt vom realen Staat der Bundesrepublik zu distanzieren, so können wir mit ihm doch nicht einig gehen, wenn er einfach auf eine Kirche der Stillen im Lande hintendiert.

Was dem deutschen Protestantismus fehlt, das ist die Erarbeitung und Klarstellung wichtiger Leitgedanken für das politische Handeln und die besonnene Zurückdrängung eines saloppen Journalismus, der sich als christliche Kritik ausgibt, aber nichts anderes als Pöbelei und Wichtigtuerei ist. Die Theologen verfallen einem Kritizismus, einem Diogenismus und einer durchgängigen Staatsmüdigkeit, wodurch eine konstruktive Mitarbeit am politischen Urteil und Handeln nicht mehr möglich ist. Von Studnitz bringt dafür eine Fülle von Beispielen. Aber er geht der Herkunft dieser Erscheinung nicht auf den Grund. Darum sind viele seiner Verurteilungen zu oberflächlich. Nur als Materialsammlung kommt dem Werke eine gewisse Bedeutung zu. Um vollständig zu sein, müsste allerdings auch ein Überblick über die grundsätzlichen Bücher derjenigen Theologen geboten werden, auf die sich die theologischen Kritiker von Gesellschaft und Politik berufen.

Max Schoch

[1] Hans Georg von Studnitz, Ist Gott Mitläufer? Die Politisierung der evangelischen Kirche, Seewald-Verlag, Stuttgart.

«LES SENTIERS DE LA CRÉATION»

Schöpferische Menschen zur Besinnung über ihr Schaffen anzuhalten, auf dass der nicht spezialisierte Leser etwas erfahre von den oft verwischten Pfaden, auf denen der Einfall zum Kunstwerk gelangt ist: darin besteht wohl das Ziel dieser neuen Reihe von Albert Skira, deren grossangelegter Plan Autoren vereinigt, von denen wir nur Bestes erwarten, so Miguel-Angel Asturias, Roland Barthes, René Char, Friedrich Dürrenmatt, Michel Foucault, Max Frisch, Julien Gracq, Roman Jakobson, Henri Michaux, Gaëtan Picon, Francis Ponge, Jacques Prévert, Alain Robbe-Grillet, Claude Simon, Philippe Sollers, Jean Starobinski, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Auch Maler, Musiker, Architekten werden zum Worte kommen – jährlich acht illustrierte Bände in der gepflegten Ausführung eines Kunstbuches, broschiert oder gebunden.

Seit Mitte November liegen die ersten

vier Bände vor: «Découvertes» von *Eugène Ionesco;* «Je n'ai jamais appris à écrire ou *les incipit*» von *Aragon;* «La mise en mots» von *Elsa Triolet;* «Les mots dans la peinture» von *Michel Butor.*

Aragon und Elsa Triolet

Die Auskünfte dieser beiden Autoren, die sich über das Entstehen ihrer Romane befragen, sind eher karg; oft ist ihr Werk mehr Apologie als kritische Reflexion. Wenn *Aragon* schreibt, jeder seiner Romane sei in kritischem Widerspruch zum vorangegangenen entstanden, so wird man ihm Glauben schenken, demonstriert er diese sein Schaffen stets antreibende Freude an der Dialektik doch ausgiebig innerhalb des vorliegenden Bandes. Schreiben ist für ihn nicht in erster Linie ein Akt des Bewusstwerdens oder der Selbstverwirklichung, sondern es entspricht dem Wunsch, «etwas anderes als das Gedachte zu sagen, Geheimnisse ans Licht zu bringen und zu fixieren». Aragon will nie eine Geschichte geschrieben haben, deren Verlauf ihm zum voraus bekannt war; stets sei er nur ein Leser gewesen, der Begebnisse, Menschen, Charaktere, Schicksale erst sah, wenn sie vor ihm auf dem Papier lagen. Für ihn entspringt der Gedanke dem Geschriebenen, dem *Seins*charakter zukommt: «Une constellation de mots, appelée ordinairement phrase, joue ainsi le rôle du destin, pour la pensée[1].»

Allmählich und ohne Plan fügen sich die Sätze zum Roman, definiert als «Orgie», bei der sich die Wörter auf alle möglichen Arten kreuzen und paaren: «Le roman [...] existe et mérite son nom par la multiplicité permise de ses participants, la liberté potentielle des rapports entre eux, passant de la nature verbale à la nature humaine.»

An einem konkreten Beispiel, dem ersten Kapitel des dritten Bandes der Romanfolge *Les Communistes*, zeigt der Autor, wie sich ein zunächst rein beschreibender Text zum Romanbeginn verwandelt: eine Person, ursprünglich ein Name nur, gelangt, ähnlich wie bei Pirandello, doch lediglich durch Einschübe auf dem Papier, zu einer Geschichte, einem Milieu, einer Rolle. Aragon spricht vom «Mechanismus der Maschine»; gerade hier beginnt man an der mehrmals beteuerten Unvoreingenommenheit des Schreibenden zu zweifeln, denn wo man von einer «Maschine» spricht, besteht auch ein Plan. Seine Grunderfahrung als Schriftsteller drückt Aragon mit folgenden Worten aus: «Ainsi aussi, je le puis dire, dans les plus apparemment *étudiés* de mes livres, là où, semble-t-il, la documentation l'emporte sur l'invention, je, l'auteur, me, se trouve dans la situation (que j'ai) depuis longtemps ici décrite: il n'écrit pas, il lit, il lit ce roman qui s'écrit, et tous les autres qu'il a écrits, et sa vie, et peut-être même pourrais-je dire ceux qu'il écrira.» Sein Werk mündet aus in einer begeisterten Würdigung Raymond Roussels und Samuel Beckets, dessen «Anfänge kein Ende nehmen».

Elsa Triolets Weg zur Schöpfung verwirklicht sich über das Echo, das heisst im Zentrum steht für sie die Beziehung zwischen dem Schreibenden und dem Leser: «Trouver. Une trouvaille c'est quelque chose sur quoi on est tombé sans qu'on l'ait cherché, quelque chose d'inattendu et d'heureux. Le contraire d'une découverte, résultat de recherches. Le talent dans le domaine de l'art, c'est de reconnaître la trouvaille comme telle quand elle se présente. Savoir trouver. Comme les cochons trouvent les truffes. Il y a trouvaille, si une œuvre entre en communication avec d'autres mortels; l'œuvre n'est que noix creuse si ces mortels répondent ‹il n'y a pas d'abonné au numéro que vous avez demandé› ... Nous, on cherche le numéro de l'abonné sans avoir l'annuaire. On le trouve aussi rarement qu'un trésor. Que le talent d'entendre. Créer est aussi difficile que d'être libre.»

Der Romanschriftsteller muss in seinem Werk alle Rollen spielen, alle Masken tragen, den Dekor erfinden, Beleuchtung, Gefühle, Leidenschaften. Und doch bleibt alles toter Buchstabe, wenn das Gedruckte nicht einem aufmerksamen Leser begegnet.

Dieser hat in seinem Bewusstsein neu zu schaffen, was im Buch vorliegt, ja er ist gar die Hauptperson. Der Autor hat vor seiner Existenz einen Vorhang zugezogen, er versteckt sich hinter dem «Text».

Dieser Text besteht aus Wörtern; wie seltene Münzen werden sie vom Schriftsteller sorgsam ausgewählt und zueinander in Beziehung gesetzt; so erhalten sie einen noch grösseren Wert. Stets, sagt Elsa Triolet, hat der Dichter zu wenig Wörter, um «das Unendliche der Dinge auszudrücken»; Schreiben ist bei ihr ein Akt der Beschränkung.

Das Lesen, können wir beifügen, ist eine Form von Übersetzung, und von dieser sagt die zweisprachige Autorin: «On est ici au comble de l'indiscrétion, de la pénétration intime de l'acte de créer chez l'autre. Suivant le cheminement des mots à partir de la pensée jusqu'à leur apparition sur le papier, l'évolution, en particulier d'un poème, dicte presque toujours la réponse au pourquoi du choix des mots, de la tournure d'un vers, du sens général, essentiel.» Der Übersetzer muss mit der Sorgfalt eines Banknotenfälschers ans Werk gehen! Gleich den Linien des Originalpapiers sind die Wörter und Sätze des Dichters unregelmässig angelegt, gegen die Gewohnheit, gegen die «stehenden Wendungen». Der Schriftsteller stellt die Wörter, er befragt sie, horcht sie aus, weist ihnen ihren Platz zu: so verstehen wir den Titel «La mise en mots».

Eugène Ionescos «Entdeckungen»

Die Schriften zum Theater, Interviews und Vorträge, das «Journal en miettes» und «Passé présent / présent passé» haben bereits gezeigt, dass der grösste französische Dramatiker unserer Zeit viel über sich selbst nachdenkt, und zwar ohne die den meisten Schriftstellern eigene Selbstgefälligkeit. Seinen «Découvertes» merkt man den Auftrag in keiner Weise an, ja sie könnten den Anstoss zur ganzen Reihe gegeben haben.

Einmal mehr geht Ionesco seiner Berufung zum literarischen Schaffen nach: sie reicht bis in die früheste Jugend zurück. Der Dichter erinnert sich mit Freude an das kindliche Staunen vor der Schöpfung und gründet darauf seine ganze Metaphysik. Er betont mehrmals, dass bei ihm Staunen und Denken dem sprachlichen Ausdruck vorangingen, wohl wissend, dass eine solche Ansicht nicht «modern» ist. Deshalb sieht er sich auch veranlasst, die leergewordene Sprache – inflationäres Papiergeld – anzuprangern, denn sie ist Ausdruck einer inneren Leere. Die Dichtung ist immer «parole» im Sinne Saussures: «Pour créer de la parole, il faut être seul. Les autres le [le poète] reprennent. Mais le poète est asocial – le social le couvre et l'empêche de se découvrir.» Hier wird für einmal nicht vom Engagement gesprochen, sondern von der zum Schaffen unerlässlichen Freiheit. Für Ionesco, der sich nicht viel von einer Revolution erhofft, ist die Literatur nicht Spiel, nicht System, nicht Ideologie, nicht Provokation, sondern «ein Gespräch des Schreibenden mit sich selbst über einen Gegenstand, ein Gespräch über einen Gegenstand mit andern, die Formulierung der Frage ‹was soll das heissen?›», die er an die Schöpfung und an das Dahinterliegende richtet. Er will die Welt umschreiben, einzirkeln: «Oui, c'est cela ‹l'expression›, à la fois marque de l'effort de connaître l'objet, effort de le saisir, au moins de le cerner, et de le dire, c'est-à-dire de le restituer.»

Ionesco gehört nicht zu jenen, denen die Gedanken durch die Begegnung mit Wörtern zufliessen; er will, er muss etwas aussagen. Wer das Gegenteil behauptet, verneint nach ihm jegliche Metaphysik: «Identifier le parler et le penser, c'est parfois vouloir nier la spiritualité, ou tout dualisme.»

Neben das Staunen vor der Schöpfung tritt bei ihm alsogleich die Angst vor dem Tod, empfunden als Finsternis, als Schlund. Die Dichtung ist für ihn ein Gebäude aus Fragen, auf die es keine definitiven Antworten gibt; nicht die Antworten erleuchten uns schliesslich, sondern die Fragen. Ionescos autobiographische Schriften sind eine Suche nach Licht; er möchte selbst er-

fahren, wie sich seine Traumvorstellungen zu einem Ganzen gefunden haben, wie Licht von Wörtern eingefangen oder gar geschaffen werden kann. «C'est pour parler de cette lumière, c'est pour parler de cet étonnement, d'une lumière, d'un ciel, d'un étonnement plus fort que l'angoisse, dominant l'angoisse, que j'ai fait de la littérature.» Man denkt an Georges Bernanos, dessen ganzes Werk eine Suche nach der verlorenen Kindheit war. Ionesco, der sein Schreiben eine «quête» nennt, formuliert sein Anliegen so: «[...] l'effort de trouver les moyens de dire c'est-à-dire le moyen de sortir de soi ce qui y est ancré le plus profondément. Ecrire c'est inventer, c'est imaginer, c'est-a-dire inventer et construire à la fois, c'est cela l'imagination, mais imaginer ce n'est que retrouver, découvrir, recréer ce qui a été, ce que l'on veut atteindre car ce qui a été sera, c'est-à-dire est. Ecrire, c'est découvrir.»

In «Découvertes» wohnen wir dem Bewusstwerden («une sorte de tragique, de terrible séparation») eines grossen Künstlers bei: «A sept ans enfin, j'ai revécu le péché originel. Je me suis regardé dans la glace et j'ai vu que j'étais nu, c'est-à-dire j'ai vu que j'étais différent, que je n'étais pas les autres, que je n'étais pas comme les autres.»

Wir hoffen, das vom Autor selbst illustrierte, äusserst aufschlussreiche Werk werde bald auch in deutscher Sprache vorliegen, denn Ionesco hat die Grenzen Frankreichs schon längst überschritten.

Peter Grotzer

[1] Aragon, Je n'ai jamais appris à écrire ou *les incipit*. – [2] Elsa Triolet, La mise en mots. – [3] Eugène Ionesco, Découvertes. – [4] Michel Butor, Les mots dans la peinture. Alle in der Reihe «Les Sentiers de la Création» im Verlag von Albert Skira, Genf 1969.

STATIONEN AUF DEM WEGE

Als der Dichter *Otto von Taube* am 22. Juni 1969 seinen neunzigsten Geburtstag begehen konnte, rief die «Bayerische Akademie der schönen Künste» *Carl J. Burckhardt* herbei, damit er die Laudatio für den Jubilar spreche. Am Schlusse seiner Rede sagte Burckhardt: «Sie haben es, wie so treffend gesagt wurde, gewagt, den Lebenskampf, ganz auf sich selbst gestellt, allein aufzunehmen und dem Unverlierbaren zu dienen! Ihr Werk beweist, dass Sie diesen Kampf gewonnen haben. Wie die Jahresringe eines mächtigen Baumes lassen sich die überstandenen Winter, die Ihnen immer wieder vom Naturgeschehen geschenkten Frühlinge, die heissen Sommer und die Zeiten des gedankenvollen Herbstes ablesen.» Damit wird angedeutet, welchen Weg dieser Dichter gegangen ist. Er selbst hat einzelne Stationen seines Lebens in seinen Büchern festgehalten. In zwei Bänden «Im alten Estland, Kindheitserinnerungen» (1949) und «Wanderjahre, Aus meiner Jugendzeit» (1950) berichtet er von seinen frühen Erlebnissen und Erfahrungen. Hier ist ein neuer Band der Selbstdarstellungen anzuzeigen: «*Stationen auf dem Wege, Erinnerungen an meine Werdezeit vor 1914*»[1]. Der Band umfasst das Jahrzehnt von 1905 bis 1914, jenen Zeitraum also, von dem immer wieder gesagt wurde, wer ihn nicht erlebt habe, der wisse nicht, wie köstlich und reich das Leben sein könne. Wenn wir heute Otto von Taubes Buch lesen, finden wir diesen Eindruck bestätigt. Der aus einem begüterten Hause stammende Verfasser konnte sich noch unbeschwert dem Studium der Kunstgeschichte widmen und nach diesem Studium die Länder Europas durchreisen, um den Reichtum des abendländischen Erbes aus unmittelbarer Begegnung mit den Kunstwerken kennen zu lernen. Italien, Spanien, Portugal, Nordafrika, Hol-

land, England und Russland werden bereist, und da Taube ein aufgeschlossener und genauer Beobachter dessen war, was sich ihm darbot, vermitteln uns diese Erinnerungen ein lebendiges Bild der europäischen Welt vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Überdies war Taubes Verwandtschaft und Freundeskreis sehr vielseitig, so dass der Menschenkenner uns mit zahllosen Menschen aller Gesellschaftsschichten bekannt macht, darunter so bedeutenden Gestalten wie Eduard und Hermann von Keyserling, Georg Simmel, Heinrich Wölfflin, Karl Wolfskehl, Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder, Alfred und Helene von Nostitz, um nur einige Namen herauszugreifen.

Taube ist ein geborener Erzähler, er erinnert sich vieler Einzelheiten, so dass wir, die wir heute unter völlig anderen Bedingungen leben müssen, mitunter das Gefühl haben, er berichte ein wenig zu viel; das heisst, wir könnten uns vorstellen, das Buch hätte da und dort durch eine Straffung des Textes gewonnen. Dennoch aber sind wir natürlich für diese Erinnerungen dankbar, insofern sie zeigen, in welcher Situation unsere abendländische Welt sich vor den grossen Zusammenbrüchen befand, und insofern sie deutlich zu machen vermögen, welche geistigen, politischen und gesellschaftlichen Kräfte und Mächte in ihr formend und bildend wirksam waren. Natürlich hören wir auch von Taubes persönlichem Werden und Wachsen, von der Arbeit an seinen frühen Erzählungen und Romanen. Wenn der Band damit endet, dass der Verfasser am 3. August 1914 Soldat wird und zu der Einsicht gelangt: «Es war mir ein sympathischer Gedanke, Soldat – einer unter den anderen, unter Bayern zu sein», so empfinden wir sehr deutlich, dass damit nicht nur ein Abschnitt im Leben dieses Mannes, eines Balten-Deutschen, sondern eine Epoche der europäischen Geschichte zu Ende ging. Die grossbürgerliche und die aristokratische Gesellschaft, von der in diesen Erinnerungen so viel die Rede ist, stand vor ihrer Bewährungsprobe, der nur wenige standgehalten haben, in der das «Alte Europa» unterging. Taube kehrte, das wissen wir aus seinem Leben und seinem Werk, als ein äusserlich Verarmter, innerlich Verwandelter und Bereicherter zurück. Er hat dann diesen harten und schweren Kampf auf sich genommen, von dem Carl J. Burckhardt sprach, er hat dabei ein Werk geschaffen, das bei weitem noch nicht in seinem reichen Gehalt und seiner Fülle erkannt wurde. Vor allem aber hat er immer wieder daran erinnert, welch reiches Erbe aus den Jahrhunderten uns überkommen ist. Seine Absicht, in diesen «Stationen auf dem Wege» das innere und äussere Bild der durchlebten und durchwanderten Epoche nicht nur darzustellen, sondern gleichzeitig auch das Überzeitliche in Erinnerung zu bringen, kann als wohlgelungen bezeichnet werden und verdient unseren Dank.

Otto Heuschele

[1] Otto Freiherr von Taube: Stationen auf dem Wege, Erinnerungen an meine Werdezeit vor 1914. Lothar-Stiehm-Verlag, Heidelberg 1969.

HINWEISE

Theologie und Kirche

Charles Davis, der ehemals führende katholische Theologe Englands, erregte im Dezember 1966 durch seinen Austritt aus der Kirche grosses Aufsehen in der ganzen christlichen Welt. Davis blieb weiterhin Christ, doch trat er keiner anderen Kirche bei. Jetzt legt er einen grösseren Rechenschaftsbericht über seinen Entschluss vor, der nun auch auf deutsch vorliegt: «Katholizismus heute? – Was ich meinen

Kritikern zu sagen habe» (Nymphenburger-München 1969). In dieser bekenntnishaften Schrift, die auf persönliche Einzelheiten mitunter allzusehr eingeht, entwirft Davis doch eine konstruktive Kritik der Kirche, obwohl er – im Gegensatz zu seinem Freund Hans Küng – der Meinung ist, dass die Kirche «nur noch eine Revolution ins Zeitalter der Moderne führen könnte». Kleriker und Laien aller Konfessionen, denen das weltliche Gesicht nicht nur der Kirche, sondern des Christentums nicht gleichgültig ist, werden Davis' Auseinandersetzung mit Gewinn lesen.

*

Hans Küng, der durch sein mutiges Eintreten für die Reform der Kirche bekannt gewordene katholische Theologe, ein Freund des aus der Kirche ausgetretenen englischen Theologen Charles Davis, unterzieht in seinem Buch «Wahrhaftigkeit – Zur Zukunft der Kirche» (Verlag Herder, Freiburg i. Br.) die Kirche unter dem Aspekt der Wahrhaftigkeit einer scharfen Kritik. Er deckt schonungslos die Züge der Heuchlerei in Struktur, Klerus und Theologie auf und fordert die Verwirklichung des konziliaren Geistes, damit aber die innere Erneuerung und Neuorientierung der Kirche. Die Enzyklika über die Geburtenregelung bezeichnet er als «fehlerhaft» und wirft den kirchlichen Instanzen Dilettantismus und Inkompetenz in weltlichen, besonders in wissenschaftlichen Fragen vor. Eine harte Gewissensforschung, gewiss, doch Küng steht *innerhalb* der Kirche, die er bereits in verschiedenen Untersuchungen darstellte. Er warnt auch die Protestanten davor, die Wahrhaftigkeit zum einseitigen Prinzip zu erheben und die Wahrheit ohne Rücksicht auf Schaden bei Mensch und Kirche stur durchfechten zu wollen. Seine Annahme, dass die geistigen Äusserungen der Gegenwart wie Philosophie, Literatur, Kunst und Architektur im Gegensatz zu früheren Zeiten weitgehend wahrhaftig sind, ist allerdings höchst fraglich. Doch Küngs klar und pointiert formulierte Analyse wird jeder Katholik oder Protestant lesen müssen, dem die Gesundung der Christenheit am Herzen liegt.

*

Als Erneuerung der Theologie in der katholischen Kirche ist auch die Intention zu werten, auf die «Quellen» des Christentums und die Ursprünge der Tradition zurückzugreifen. Zwischen den Aposteln und den ersten anerkannten Kirchenvätern steht Origenes, den die Kirche bis heute etwas stiefmütterlich behandelt hatte. Theologen wie Hans Urs von Balthasar wiesen jedoch auf seine grosse Bedeutung hin, wurden doch seine Ansichten in der Gegenwart überraschend aktuell. Balthasar gibt nun in eigener Übersetzung die grosse, wissenschaftlich äusserst gründlich fundierte Untersuchung *Henri de Lubacs* über Origenes heraus: «Geist aus der Geschichte – Das Schriftverständnis des Origenes» (Johannes-Verlag, Einsiedeln). Die sinnbildliche Auslegung der Schöpfungsgeschichte, Christus als der «geistige Sinn» der Geschichte, die auf Verwirklichung und Vollendung seines mystischen Leibes hin angelegt ist, die Eschatologie nun nicht als Naherwartung, sondern als Hoffnungsglaube – das sind einige Gesichtspunkte, die die Aktualität Origenes' verdeutlichen. Lubac liegt es in erster Linie daran, mit den Vorurteilen gegen Origenes aufzuräumen und nachzuweisen, wie sein Geist die ganze christliche Theologie meistens unerkannt prägte.